

Hermann
LENZ
NEUE
ZEIT

Insel

Mit Neue Zeit, 1975 zum ersten Mal erschienen, wurde Hermann Lenz einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Die »neue Zeit«, die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs, ist für Hermann Lenz' Alter ego Eugen Rapp geprägt durch Ausgrenzung, äußeren Zwang, Tod und Kampf ums Überleben. Der Münchner Kunstgeschichtsstudent, schon bald verlobt mit der aus einer jüdischen Familie stammenden Hanne Trautwein, muß 1940 als Soldat zunächst den »Frankreichfeldzug« mitmachen, danach wird er nach Rußland kommandiert. Ihn rettet allein sein stoisches Verhalten: nur das zu tun, was ihm ausdrücklich befohlen wird.

Neue Zeit zählt zu den fesselnden Büchern innerhalb der Lenzschen »Biographie des 20. Jahrhunderts«.

Die vorliegende Ausgabe wird ergänzt durch bisher unbekannte Dokumente aus dem Nachlaß von Hermann Lenz: Seine Verlobte und er haben zwischen 1937 und 1945 einen intensiven Briefwechsel geführt. Eine Auswahl, vorgenommen von Peter Hamm, beschließt den Band. So wird das Romangeschehen durch persönliche Dokumente in ein authentisches Licht gerückt.

Hermann Lenz, geboren am 26. Februar 1913 in Stuttgart, starb am 12. Mai 1998 in München. 1946 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, lebte er bis 1975 in Stuttgart, danach, bis zu seinem Tod, in München. Sein Dasein als Schriftsteller hat er in den Romanen mit seinem Alterego Eugen Rapp erzählt: Der erste Band, Verlassene Zimmer, erschien 1966, der letzte, Freunde, 1997. Neue Zeit ist der dritte Band dieser Folge. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet: 1978 mit dem Georg-Büchner-Preis, 1981 mit dem Wilhelm-Raabe-Preis und 1987 mit dem Petrarca-Preis.

Hermann
LENZ
NEUE
ZEIT

Roman

*Mit einem Anhang:
Briefe von Hermann und
Hanne Lenz 1937-1945*

Ausgewählt von Peter Hamm

Insel Verlag

eBook Insel Verlag Berlin 2013

© Insel Verlag 1976, 2013

*Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.*

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.*

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

eISBN 978-3-458-73102-3

www.insel-verlag.de

ERSTER TEIL

Die Stadt wiedersehen, wo das Siegestor im Nebel näherrückte, das Siegestor, dessen Erzmedaillons die Marmorflanken schwärzten, weil über sie der Regen hundert Jahre lang herabgeflossen war. Dahinter regten sich die gelben Pappeln, schon fast ausgekämmt.

Wie früher umstanden Staketenzäune die Vorgärten der Schackstraße rechter und linker Hand, und immer noch war die Schackstraße kaum belebt, weshalb er dachte: bilde dir ein, man schriebe das Jahr neunzehnhundertsieben ... obwohl vor dreißig Jahren jener Sessel bei Baroness Vellberg nicht so abgewetzt wie heut gewesen wäre, sein Sammet aber schon zu jener Zeit die Farbe von trockenen Gräsern gehabt hätte; denn er entsann sich nun, als er wieder nach München kam, des Sessels, hoffte, daß er wieder in das Zimmer jener Baroness einziehen könne, das im Hause Nummer sechs gelegen war, wo, ebenfalls wie vor drei Jahren, eine Tafel mit der Aufschrift ›Zimmer zu vermieten‹ hinterm Gitter der Haustüre und oben im dritten Stock am Fenster steckte; die Aufschrift hatte gotische Buchstaben.

Er ging hinauf und hörte, nachdem er geläutet hatte, die schnell hackenden Schritte der Baroness und wie die Messingklappe hinterm gläsernen Türauge klickte, bevor sie öffnete, und er bemerkte, daß auch ihre runzelige Oberlippe noch dieselbe war. Es dehnte sich der dunkle Flur mit hohen Schränken, und sie sagte: »Sie haben doch schon mal bei mir gewohnt.« – »Dann kennen Sie mich also noch?« – »Natürlich«, antwortete sie, als wundere sie sich, und führte ihn zur Glaswand mit der nachgiebigen Klinke an der gedämpft klirrenden Türe, hinter der, wie früher, ein kindlicher Engel aus Raffaels Sixtinischer Madonna auf einem Pastellbild schwärmerisch nach oben blickte und der Schreibsekretär wie ehemals am Fenster stand.

Es fehlte nur der Sessel, und er sagte: »Ich vermisse Ihren Sessel. Sie hatten damals einen mit hellgrünem Plüsch; der war so breit; der hat mir so gefallen.«

Sie sagte, daß er im anderen Zimmer stehe, und später trug er ihn hinüber, weil der Mieter des anderen Zimmers damit einverstanden war. Sein eiserner Ofen rauchte, wurde aber schon am nächsten Vormittag geputzt; weshalb ihm nichts mehr fehlte, weil sogar der Klosettdeckel, ein bequemer und aus Eschenholz, sich nicht verändert hatte; sauber und ein bißchen rauh gescheuert, erwartete er ihn in dieser alten Wohnung. Und auch im Café Stefanie war es noch derselbe, wo alle dunklen Marmortische weiß geädert waren und die Kellnerin, die große mit dem dichten Haar, in dessen Blond sich ein paar helle Fäden eingewoben hatten, noch so elegant zerstreut wie früher aussah; wobei er wieder dachte, vielleicht habe sie ihre zerstreute Eleganz bei einem Maler als Modell gelernt.

Im Speiselokal ›Ceres‹ wußte die ältere Dame immer noch, was er gern aß (einen Gemüsescheiterhaufen für fünfundvierzig Pfennig), und ihr Gesicht war ebenso pferdähnlich und ein bißchen bärtig wie vor Zeiten, freilich bloß in den Mundwinkeln, wo weiße Härchen kaum auffielen. Als er zu ihr sagte: »Ja, ich war drei Jahre weg«, wunderte sie sich, weil das nun auch schon wieder lange her war.

Verschoben aber hatte es sich trotzdem, auch wenn die Marmortischchen im Café, die Möbel der Baronesse Vellberg, die Türklinken, die Trottoirs, ja auch die Häuser dieselben geblieben waren, in der Universität immer noch zwei gefesselte Sklaven aus Gips ihre muskulösen Schultern reckten und hinter ihnen das Messingschloß so laut aufschnappte wie zuvor. Und er ging hinein und wurde angemeldet beim Professor, einem schweren Mann, der aus den Augenwinkeln guckte, ein blinzelter Eberkopf. – »Ich weiß ja nicht, wie Sie arbeiten ...« sagte der. Und nach einer Schweigepause: »In Heidelberg muß es im Seminar unerfreulich gewesen sein.« – »Jawohl.« Mehr darfst du nicht erzählen, und Schweigen fällt dir sowieso nicht schwer ... Und er erinnerte sich an die Unterschrift dieses Professors, deren tz tief nach unten zuckte (du kannst dir daran die Hand blutig reißen); und der Hakenkreuzwimpel am Volkswagen des Professors war so rot wie jeder andere. Trotzdem sprach er im Kolleg öfter über seinen Lehrer Adolf Goldschmidt, einen Juden; weshalb

es nicht sein konnte, daß der meinte ... Und also war der Wimpel mit dem Hakenkreuz für den Professor nur ... Ja, was denn eigentlich?

Du weißt es nicht und kennst dich in dem Mann nicht aus, der dich immerhin aufgenommen hat ins Seminar, und du kannst froh sein ... Und wieder saß er, während er von dem Professor wegging, gedankenweise im Café Schafheutle zu Heidelberg, wo Wieland, sein Freund und ein Student wie er, lächelnd, ein Zuckerstück in seinen Kaffee hatte fallen lassen, bevor er ihm mitteilte, Eugens Professor sei entlassen worden. Und später hatte der Professor (Grauerbach war sein Name) in der Hauptstraße zu ihm gesagt: »Jetzt müssen Sie sich einen andern Doktor-Vater suchen.« Lang und hager stand er da, nickte und war am Ende gar ein bißchen froh, daß er so glimpflich weggekommen war als ein älterer Herr, der noch zwei unmündige Kinder hatte; vielleicht, daß seine Frau und ihn die beiden unmündigen Kinder schützten, denn ohne Kinder mit einer Jüdin verheiratet zu sein, dürfte sich düsterer auswirken ... Und du gedenkst der beiden Kinder, eines Mädchens, eines Buben, wie sie vor dir stehen, nachdem du Grauerbachs Mantel mit dem Pelz nach außen angezogen und einen Wattebart umgehängt hattest, in seine Skistiefel geschlüpft warst, und heute noch kommt's dir so vor, als ob du den Weihnachtsmann damals allzu schwäbisch, allzu räß und mürrisch gespielt hättest ... Das Mädchen, die Manon, war nah am Weinen, während der Bub hernach zu seinem Vater gesagt hatte, er glaube, daß der Weihnachtsmann Herr Rapp gewesen sei.

Dich hinter deine Arbeit klemmen; sonst gilt hier nichts. Und weil er über die Apollodarstellungen Albrecht Dürers eine Arbeit machen mußte, wälzte er das dicke Buch eines Experten namens Flechsig um, bemühte sich, das dicht gewobene Gedankengespinnst dieses Flechsig aufzudröseln, und meinte, daß ihm dies niemals gelingen werde. Zwischendurch kam es ihm freilich vor, als schriebe Flechsig lediglich von Dürers Art, nackte Männer mit Schraffuren und mit Häkchen darzustellen, was verdienstvoll war, weil dasselbe Häkchen- und Schraffurenmuster auf Dürers Porträtzeichnungen vorkam, die der Meister ums Jahr fünfzehnhundertfünfzehn gemacht hatte; weshalb behauptet werden durfte, diese Apollodarstellungen, auf denen Gott Apollo

einmal eine Kugel, dann wieder eine Sonne mit stacheligen Strahlen in der ausgestreckten Hand hielt, seien ebenfalls um fünfzehnhundertzehn gemacht worden. Die Proportionen des menschlichen Körpers, falls derselbe harmonisch gebildet war, hatten Dürer damals auch interessiert, während Eugen Rapp, wenn er in Flechsigs Buch las, oft nach hinten horchte, wo ein Mädchen namens Treutlein am Fenster saß; oder sie kam nach dem Kolleg unter den anderen herein, flüsterte bayerisch mit einer rotbackigen blonden Schwäbin, war aber selbst schwarzhaarig und hatte große Augen.

Dann wieder diese Einsamkeit in München, von der er sich einredete, sie passe zu Novembernebeln und zu seiner Arbeit über die Apollodarstellungen Dürers.

Um ein Uhr nachmittags, wiederum das Café Stefanie, wenn es beinahe leer war und ihm die Kellnerin mit dem grau durchwobenem Haar nahezu wohlgestaltet vorkam, denn sie gehörte zum alten Café. Gerade noch stand das alte Café, als ob es warte, und auf was? Gerade noch paßte es zu den Menschen, obwohl es aus einer andern Welt als Überbleibsel in die Gegenwart hereinsah und sich als ein Überbleibsel fühlte. Doch so geziemte es sich fürs Café, dessen Kellnerin er ums Adreßbuch bat, weil er jetzt wissen wollte, ob darin die Eltern jenes Fräuleins Treutlein standen, die in der Mannheimer Straße Nummer fünf zu Hause war; er wußte dies aus einer Liste, die im Seminar gelegen hatte. Es paßte auch zum nassen Schnee am Nachmittag, daß er hinter breiten Scheiben saß und die Straße überschauen konnte. Vielleicht sah ihn hier einmal Fräulein Treutlein im Vorübergehen; und er stellte sich vor, wie sie dann mit erfrischtem Gesicht in der Winterkälte lächeln würde, die großen Augen unter dichten und über der Nasenwurzel einander berührenden Brauen, anders als die andern.

Er verließ das Café Stefanie, nachdem er aus dem Adreßbuch erfahren hatte, daß ihr Vater Professor war und ihre Mutter Marie Edith mit Vornamen hieß, ging über das benäßte Trottoir der Ludwigstraße am Odeonsplatz, wo neben ihm ein Fotograf seine Leica klicken ließ und sagte: »Einen Moment, der Herr!« Er gab ihm zwei Mark und bekam eine Karte mit der Adresse dieses Fotografen, wartete drei Wochen lang auf die Fotografie,

jetzt schon neugierig oder ungeduldig, weil er allein lebte und im Zimmer bei Baronesse Vellberg immer wieder auf rote Blechdächer schaute, die im Regen glänzten. Und weil er seit vier Jahren den Zettel mit dem Namen und der Adresse einer namens Julie Geldmacher im Geldbeutel bei sich hatte, einen Zettel, auf dem ›Leopoldstraße 76/IV‹ stand und wo sich zwischen den Schriftzügen eine römische Münze patinagrün abgebildet hatte, fiel ihm ein, daß er nach der Geldmacher fragen könnte.

Es regnete, er nahm den Schirm, ging zwischen Pfützen neben vom Wind ausgekämmten Pappelbäumen hinterm Siegestor, dachte an Fräulein Treutleins Adresse (Mannheimer Straße fünf) und nahm sich vor, die Straße jetzt zu suchen; fand auch in einer Gegend, von der er meinte, früher hätten sich dort Schrebergärten ausgestreckt, nicht weit von einer Gaslampe Reihenhäuser und eines davon mit der Nummer fünf. Die Straße war hier leer und still. Gute Gegend, weil abseits; an der Haustür zu läuten, durfte er sich nicht erlauben, denn was hätte er antworten sollen, wenn ihn jemand gefragt hätte, weshalb er Fräulein Treutlein sprechen wolle?

Umkehren. Die Wohnung der Julie Geldmacher suchen.

Er kam zu einem hohen Haus, stieg hinauf und hörte Mädchenlachen hinter einer Tür; läutete, erfuhr von einer, die so biegsam aussah, wie er meinte, daß die Geldmacher gewesen wäre, hier wohne keine Dame dieses Namens. Ihre Lippen zuckten, und sie schaute ihn eine Sekundenlänge an, wobei es war, als ob er sich von ferne sähe, nun in seinem Mantel mit dem nassen Schirm im kahlen Flur wahrscheinlich eine komische Figur, weil er nach einer gefragt hatte, die hier unbekannt war. (Die dort hinter ihrer Türe denkt jetzt: den hat eine angeschmiert.)

Gutes Alleinsein; und noch eine ganze Weile hältst du es so aus ... Doch wollte er jetzt die Fotografie besitzen, die er bezahlt hatte, war neugierig darauf, sich wieder einmal selbst zu sehen, nicht bloß im Spiegel der Baronesse Vellberg, sondern wie er wirklich aussah, weil er gern erfahren hätte, ob er sich neben der Treutlein Hanni sehen lassen konnte (spinne nicht).

So fuhr er denn nach Nymphenburg hinaus, wo ein Kanal sich herbstglatt und schwarz streckte und belegt mit Nebel war; dazu beschnittene Boskette

eines Parks mit Pavillons und einem wie aus Bein gebauten Schloß, bevor er die gerade Seitenstraße in einer öden Gegend und den Fotografen in einem kalten Zimmer, einer tristen Bude fand, wo neben einem Tisch mit speiserestverklebtem Teller Tüten auf dem Fenstergesims lagen, die Luft abgestanden roch und der Fotograf im schmutzigen Wollhemd und mit Knickerbockerhosen, die Füße in zerrissenen Hausschuhen, saß, mürrisch und drohend oder so wie einer dreinsah, der etwas erzählen wollte (aber lasse dich nicht mit ihm ein). Seltsamerweise hatte er auch das Bild fertig und übergab es Herrn Rapp, der wieder wegging; im Freien aufatmete, noch in der Straßenbahn sein Bild betrachtete und sich auf ihm verhungert vorkam (kein Wunder, wenn du nur für fünfundvierzig Pfennig zu Mittag ißt und abends eine Tasse Tee zu ein paar Feigen trinkst), sich aber deshalb interessant erschien und meinte, vielleicht könne er für Fräulein Treutlein doch in Frage kommen (Esel). Und wieder dachte er an die Apollodarstellungen Albrecht Dürers, über die er sich Material beschaffte; und er war fleißig und gehörte zu den täglichen Besuchern des kunsthistorischen Seminars.

Eine eiserne Wendeltreppe führte dort zur Galerie hinauf und war so schmal, daß auf ihr niemand dem andern ausweichen konnte. Also wartete der junge Rapp, bis Fräulein Treutlein von oben herunterkam, wo sie neben vollgestopften Bücherbrettern ihren Mantel aufzuhängen pflegte, der mit einem schwarzen Samtkragen verziert war. Der schwarze Samt und ihr bleiches Gesicht, der schwere Mund und daß sie so gekleidet war, als ob sie eine Lehrerstochter wäre (obwohl sie doch ganz anders aussieht, wenn du genau hinschaust), dies alles erinnerte ihn ... Aber woran es ihn erinnern sollte, fiel ihm jetzt nicht ein; weshalb er dachte: wahrscheinlich an deine Wünsche.

Er setzte sich im Kolleg neben sie, damit er ihre Handschrift sehen konnte; und da schrieb sie also fast so klein wie er. Noch niemals hatte er bei einem Mädchen eine derart kleine Schrift gesehen; weshalb vermutet werden durfte, daß sie in sich hineinschaute und empfindlich war (du bist es auch). Erfreulich, daß es sogar heute jemand gab, von dem er sich vorstellen konnte, er werde sich mit ihm verstehen. Und dieser Jemand war ein Mädchen,

sapperlot! So daß er abends, als er sich am Schreibsekretär wieder mit Kritzeln beschäftigte und hinunterglitt, wegrutschte ins eingebildete Wien, den Namen ›Treutlein‹ siebenmal untereinanderschrieb. Bald aber wird es schwierig werden, warte nur ... Bis ihr euch aneinander gewöhnt habt. Und am liebsten würdest du es nicht darauf ankommen lassen. Du mußt arbeiten, und sie muß arbeiten. Das andere aber lenkt ab. Und was die Zeit betrifft: Schlechthafen wird es keiner sein.

Zunächst jedoch mußte ergründet werden, wie es hier mit dem Politischen bestellt war: Vor wem mußt du dich in acht nehmen, wem kannst du (sozusagen) trauen? Im Kolleg saß die Schwäbin mit den roten Backen neben ihm und trennte ihn von Fräulein Treutlein, welche außen saß. Bevor es im Saal dunkel wurde und die Wachstuchvorhänge an den Fenstern schmatzend niedergingen, hörte er die Schwäbin sagen: »Toll gepflegte Fingernägel ... fast a bißle z'arg.« Dann machst du also mindestens auf diese Schwäbin Eindruck ... Und vielleicht lohnte es sich doch, wenn er zu Hause sogar das Hemd wechselte und in einen alten Anzug schlüpfte, damit er für ›die Welt‹ im Seminar und im Kolleg korrekt daherkam.

Aber du bist über deine Verhältnisse elegant; du weißt allmählich selber, wie es sich mit dir verhält ... Und er ging nach dem Kolleg im Seminar die Wendeltreppe, die, weil sie aus Eisen war, ihn immer an ein altes Dampfschiff auf dem Bodensee erinnerte, hinter Fräulein Treutlein zur Galerie hinauf, holte seinen Mantel, der neben ihrem hing, und redete mit ihr und war schon mittendrin im Gespräch über Hofmannsthal und Wien, als von unten, wo Fleißige an breiten Tischen saßen, gescharrt und gezischt wurde. Fräulein Treutlein legte eine Zeigefingerspitze an die Lippen und deutete hinab.

Er begleitete sie zur Trambahnhaltestelle und beneidete sie ihrer schwarzen Reitstiefel wegen, weil sie mit denen so bequem über die Schneehaufen vor dem Marmorbrunnen steigen konnte. Dabei sah sie sich nach dem Auto des Professors um und sagte: »Also ist er noch nicht abgefahren.« Eugen überlegte, ob er etwas über den Hakenkreuzwimpel sagen sollte, doch schwieg er dann; denn, immerhin, Fräulein Treutlein hatte Reitstiefel an ... Aber es konnte doch nicht sein, daß diese etwas anderes

bedeuteten, als daß sie entweder Reitstunden nahm oder Reitstunden absolviert hatte und die Stiefel des sulzigen Schneewetters wegen trug. Denn Hofmannsthal und Wien (»Jawohl, man sollte einmal nach Wien fahren, aber man kommt ja nicht hinüber«, hatte sie zuvor gesagt), die schlossen jedenfalls alles andere aus; es war da irgendeine Ähnlichkeit; ach, Unsinn, bilde dir nichts ein ... Ganz spinnig brauchst du nicht zu werden ... Sie hatte Schneeflocken auf dem Sammetkragen ihres Mantels, und ihr Gesicht war rötlich von der Winterluft, ein Hauch auf der Teetassenhaut; dazu die großen Augen, die grau waren und gelbliche Einsprengsel hatten.

»Jetzt kommt meine Drei.«

»Sind Sie heut abend beim Vortrag von Strzygowski?«

»Ja.«

Schneegedämpft rumpelte die Linie drei heran. Fräulein Treutlein stieg ein. Sie schaute sogar noch einmal zurück; oder hatte er sich dies nur eingebildet? Sehr wahrscheinlich ... Aber, daß sie einen allzu weiten Abstand hielt, wenn er neben ihr ging, das war nicht wegzuleugnen; vielleicht ein erfreuliches Zeichen, obwohl du so gut (oder so schlecht) wie gar keine Erfahrung hast ... Trotzdem wirst du das Gefühl nicht los, sie sei vielleicht mit Hofmannsthal verwandt. Und jetzt spinnst du schon wieder; aber ob sie eine Großmutter gehabt hat, von der sie nichts mehr weiß? Also, davon ... Doch, wenn es darauf ankommt, und sie sagt, so sei es nicht, wie du dir's denkst (und dabei so ein bißchen nervös von oben her lacht), dann läßt du dich davon abbringen.

Neben ihm saß Fräulein Treutlein, und auf dem Katheder redete Strzygowski, ein breiter Mann aus Wien; nur bleichte der halt neben Fräulein Treutlein aus, weshalb sein Vortrag rasch verflog. Hernach gingen ein Reederssohn aus Hamburg und eine Schweizerin vor ihnen durch die schwarz spiegelnde Straße, wo Gaslicht über Trottoirplatten gelblich war, ein zitronenfarbener Schein, an den er immer wieder zurückdachte, auch als am andern Tag die rotbackige Schwäbin zu ihm sagte: »Herr Rapp, ich möcht Sie bloß darauf aufmerksam machen, daß Fräulein Treutlein Halbjüdin ist. Ich glaub, man

sieht es ihr auch an. Also, damit Sie es wissen ... Das ist ja heute nicht ganz einfach.«

Seltsam, daß es stimmte, was er vermutet hatte. Und freuen tut's dich arg. Sapperlot, wie freut's dich ... Daß es schwierig werden wird, das hast du dir gedacht. Aber es macht nichts. Jedenfalls weißt du jetzt, daß du offen mit ihr reden kannst ... Und er sah Treutlein Hannis dichte schwarze Augenbrauen an, die sich berührten über ihrer Nasenwurzel und über die sie bemerkte, das bedeute einen schwierigen Charakter. Denn bald nach dem Gespräch mit jener Schwäbin saßen sie im Café ›Annast‹ und schauten über den Odeonsplatz zur Theatinerkirche. Die schwarz uniformierte Wachablösung fürs Ehrenmal neben der Feldherrnhalle marschierte vorbei, und Eugen sagte: »Dann gehen Sie also auch immer durchs Viscardigäßchen.«

Sie nickte, es genügte, daß sie nickte, und er freute sich. Das Viscardigäßchen hinterm Palais Preysing hieß auch Drückebergergäßchen, weil man sich dort vom Arm-Hochheben vor dem Mahnmal drücken konnte. Fräulein Treutlein sagte: »Ich habe einen ... Mit mir ist etwas ...« und stockte schon, als ob sie sich verschluckte. – »Ja«, sagte er, »ich weiß es ...« Und leiser: »Ihre Mutter ...« – »Ja, meine Mutter ... die ist Jüdin. Sie hat die falsche Religion, wissen Sie. ›Falschreligiös‹ sagen die Juden heute.« Und Fräulein Treutlein sah erschrocken aus.

Sie lud ihn zu sich ein. Er verriet nicht, daß er vorige Woche nachts und bei Regenwetter in ihrer Straße gegangen war und an ihrem Haus Lichtritzen in einer Jalousie gesehen hatte, die ihm wieder einfielen, als er am Samstag bei ihr läutete und ein langes Dienstmädchen mit kantigem Gesicht die Tür aufmachte. In einem engen Vorplatz stand ein Tischchen mit hohem Fuß; seine Platte war nicht größer als ein dickes Buch; darüber hing ein Biedermeierspiegel, dessen Glas in den Ecken wie mit Spinnweben hinterlegt oder durchwoben aussah; daneben eine steile Treppe, und oben wieder ein Vorplätzchen, wo eine Causeuse zerschlissene rote Seidenpolster hatte und ein Sandsteinrelief das Profil eines Mannes wie auf einer Münze zeigte: einen schmallippigen Kopf, die Nasenflügel gespannt, die Stirne hart (fast wie ein Kaiser); weshalb du dich ein wenig vor ihm fürchtest, obwohl du (sozusagen)

Bewunderung hegst ... Und dann noch einmal über eine Treppe, bis das Dienstmädchen an einer weißen, in eine Nische gebauten Türe klopfte, Eugen einen Schritt ins Zimmer machte, neben einem Bücherregal stand, das bis zur Decke reichte, und Fräulein Treutlein am Fenster von einem Mahagoni-Schreibsekretär aufstand (die hat es also schön). Er sagte: »Bei Ihnen ist's wie in der alten Zeit«, denn hier waren das Sofa mit geschweiften und geschnitzten Lehnen, der grüne Teppich unterm Louis-Seize-Tisch, goldumrandete Tassen und eine Kanne, die aufgemalte Blumen hatte, wichtiger als alles andere; dazu das Bild einer Bäuerin in durchsichtiger Haube, eine Kohlezeichnung, die ihre Mutter so gemacht hatte, als ob darauf Licht festgehalten würde. Er dachte, hoffentlich sei Fräulein Treutlein froh, weil sie es heute so habe, und wieder ging es im Gespräch um diese Gegenwart, die draußen als Raubkatze hockte: »Doch hier sind wir in Sicherheit.«

Im Seminar las er in Flechsigs dickem Werk, saß vorne, wo die Tür aufschnappte und die hohen Bände des Wiener Jahrbuchs standen, wußte, daß diesen Platz jeder haben konnte, weil hier im vorderen Teil des Seminars die Gäste saßen, die Novizen und Adepten, die nicht zum engen Kreis gehörten; denn dieser fing erst in der mittleren Abteilung an, während hinten bei den Fenstern Doktoranden als Erlesene und Auserwählte beinahe wie besoldet oder angestellt zu Hause waren.

Später auf dem Weg durch breite Korridore winterliche Dunkelheit in dem mächtigen Universitätsgewölbe, wo an langen Stangen Lampen hingen, ein Innenhof hinter Porphyrsäulen einen Mosaikfußboden hatte und steinerne Männer in weißen Gewändern wie römische Kaiser auf Sockeln bei der Treppe lagerten. Und er ging links an Porphyrsäulen weiter, als einer auf ihn zutrat, ein massiger Kerl, den er gegen das Dämmerlicht des Innenhofes sah; der sagte: »Sie sind Herr Rapp. Sie verkehren mit Fräulein Treutlein. Fräulein Treutlein gehört zu einem engen Kreis. Und wer sich da eindringen will, den werfen wir, wenn es sein muß, handgreiflich hinaus.«

»Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht. Gehen Sie doch weg.«

»Das werden's noch einmal bereuen!«

Eugen trat nahe zu ihm, sagte, vielleicht bilde er sich manches ein, und lachte; griff in der Manteltasche nach dem Schlüssel der Baronesse Vellbergschen Wohnung und dachte: du konterst mit dem Schlüssel, wenn er zuschlägt ... als der andre grinste und bemerkte, daß Herr Rapp wahrscheinlich Fräulein Treutlein mehr als er selbst bieten könne, der aus einfachen Verhältnissen ...

Eugen ging weg und erfuhr kaum eine halbe Stunde später, daß der junge Mann Hackl heiße und ein Bäckersohn aus der Altstadt sei. Denn bald danach saß er zwischen Fräulein Treutlein und der rotbackigen Schwäbin in seiner Stube, trank Tee und aß Knäckebrot mit Honig und mit Butter. Es öffnete sich die Vergangenheit des Fräuleins Treutlein, in der Hackl als der Primus ihrer Klasse lebte, der in allen Fächern, also auch im Turnen, ›vorzüglich‹, ›hervorragend‹ oder ›mit Auszeichnung‹ gehabt, im übrigen aber Fräulein Treutlein, langsam auf dem Rad nebenherfahrend und ihre Mappe an die Lenkstange gehängt, nach Haus begleitet hatte, auch Anno dreiunddreißig der Tanzstunde ihrer Klasse ferngeblieben war, weil alle andern sich von ihr zurückgezogen und vergessen hatten, Fräulein Treutlein, die damals ›die Treutlein‹ oder ›Treutlein Hanni‹ genannt wurde, als ›Halbjüdin‹ dazu einzuladen.

»Er hat zu mir gesagt: ›Ich bin im Studentenbund‹ und so durchblicken lassen« – jetzt machte Fräulein Treutlein eine Schlangenbewegung mit der Hand –, »daß er genau weiß, wie es um ihn steht.« Sie deutete auf Eugen. – »Ach, wie soll's denn um ihn stehen? Außer, daß er halt nirgends dabei ist«, sagte die Schwäbin, welche Stina hieß und schließlich von einem Studienkollegen zu erzählen anfang, den sie manchmal in ihre Bude »über der Garasch« einlud, der aber gestern seine »stinkige Pfeif« mitgebracht hatte. Stina hatte deshalb zu ihm gesagt: »Was stellst du dir eigentlich vor?!« Und sie verriet, wie sie ihr Essen machte: Da kochte sie sich morgens einen Topf voll Reis und stellte ihn ins Bett. Wenn sie vom Kolleg heimkam, war er fertig.

»Am Samstag kommt zu mir der Hackl. Denkt also, bitte, an mich. Der wird mir einen argen Krach hinpflanzen«, sagte Treutlein Hanni.

»So?!« Die Schwäbin schaute von Eugen zur Treutlein Hanni, schmunzelte und fügte nach einer Weile hinzu: »Und ihr zwei Hübschen?!«

Stina sagte also: »Ihr zwei Hübschen« und meinte wohl, daß sie du zueinander sagen sollten; aber das Du war für sie beide ein schwieriges Wort, obwohl er später meinte, daß sie's sagen müßten. Vielleicht machte das Du das Schmerzhaftes erträglich, also sagen wir mal: wie eine Schicht Salbe. Mühsam freilich blieb das Leben trotzdem (das hast du im Gefühl). Und wenn er ehrlich war, dann mußte er sich sagen, daß regennasse Novembernachmittage, an denen er auf spiegelndem Trottoir um Mittag zum Café Stefanie ging und eine Stunde lang am runden Marmortischchen saß und hinter hohen Scheiben auf die Straße schaute, ihn wieder ins Lot brachten oder einpendelten (gewissermaßen); der Rauch seiner Zigarette, der gehörte auch dazu; und sehr erfreulich, daß kaum jemand auf den Trottoirs ging, selten eine Trambahn fuhr, ab und zu jemand schräg gegenüber in die Trambahn einstieg.

Sie hatten ausgemacht, daß sie du zueinander sagen wollten; und sie gebrauchten dieses Du, und ein Kuß, vorsichtig probiert, gehörte auch dazu.

Sie schaute ängstlich her und sprach mit ihm über diese ›Veränderung‹: »Daß alles jetzt auch außen anders ist; daß man nicht mehr so entfernt ist wie vorher, zum Beispiel in der Trambahn. Ich meine: von den andern Leuten ist man jetzt nicht mehr entfernt.« Und er dachte: du merkst, daß sie alles so wie du empfindet.

Sie standen oben auf der Brüstung, unter sich den tiefen und weiten Innenhof der Universität mit seinem Glasdach. Grau ruhte er dort unten, und sein Boden hatte Mosaik. Die beiden Männer aus Marmor in langen Togen saßen immer noch neben der Treppe und erschienen kleiner, waren aber lang und weiß gestreckt. Da sagte er zur Treutlein Hanni, daß es vielleicht doch besser wäre, wenn ... Worauf sie hervorbrachte: »Dann willst du also, daß wir nicht mehr ...« und es drückte ihr im Mund die Worte ab. – »Neinnein«, brachte er schnell heraus und wunderte sich, weil er so erleichtert war, es los zu sein, und weil sie jetzt du zueinander sagen konnten, sie, die gekrümmt

wurden von der Zeit; und eigentlich hätte man es leichter nehmen sollen; jawohl, eigentlich.

Wenn Stina dabei war, hatte sich die Spannung verflüchtigt. Deshalb war diese Schwäbin das richtige Ferment für solch eine Beziehung oder auch Bekanntschaft, denn ›Verhältnis‹ konnte man nicht sagen.

Stina ging mit ihm des Abends zur Mannheimer Straße und schaute neben ihm bei nächtlich nassem Wetter von einem Hauseingang in diese kurze Straße, wo im ersten Stock des Hauses Treutlein und wieder hinter dem Rolladen ein Licht brannte, das nicht ausging. Wäre es doch endlich ausgegangen, weil dann der Hackl hätte herabkommen und auf seinem Fahrrad entschwinden müssen, das bei der Haustür lehnte; sie wären dann hineingegangen. Doch Hackl blieb sehr lang im Haus und ging nicht fort, und Stina sagte: »Der schwätzt die ganze Nacht. Abwarten können wir das nicht. Die arme Treutlein Hanni ... Wo sie doch jetzt auch ein Referat machen muß.« Und sie gingen weg, und Eugen dachte: abbringen läßt du dich natürlich nicht, und dieser Hackl macht dich bickelhart. Eigentlich seltsam, und du hättest's nicht von dir erwartet.

Als andern Tages Treutlein Hanni bei der Stina ›über der Garasch‹ (denn so redete Stina, die in einem Junggesellenheim über Garagen wohnte) vom Abend mit Hackl erzählte, wurde ihm dies klar; oder er hatte es schon vorher gewußt, freilich indirekt. Hackl aber mußte sich im Hause Treutlein derart wild aufgeführt haben, daß Treutlein Hanni ihn hatte hinunterführen müssen ins väterliche Zimmer, wo er gebrüllt hatte. – »Zum Glück ist mein Vater bei seinem Stammtisch in der Schwabinger Brauerei gewesen, aber meine Mutter hat trotzdem nicht schlafen können. Der Hackl hat sich auf den Schreibtisch g'hockt und die Fäuste geschüttelt; und gebrüllt hat der ... Ich hab gedacht: wenn sich nur nicht die Nachbarschaft beschwert ... ›Meine Sekundanten habe ich schon beieinander! Ich habe mich übers Duell bei einem General erkundigt! Und ich habe Beziehungen, die's dem Rapp eintränken werden! Dem mit seinem teuflischen Gesicht!‹ Ja, so ist das gegangen, ihr macht euch kein Bild.« Stina sagte, das sei ja saumäßig, »und komm, Hanni, iß noch was!«, obwohl die Stina sonst nicht arg freigebig war.

Sie sah Fräulein Treutlein von der Seite an, sagte: »Jetzt ist's bald nimmer schön«, und meinte ihre Figur, denn sie war abgemagert. – »So? Ja weißt, das kommt davon ... Ich reg mich furchtbar auf.« Stina aber meinte, daß es sich eines Rabauken wie des Hackl wegen nicht verlohne, »wie ein Fädchen gar« zu werden.

Als es gestern halb zwölf gewesen war und Hackl gebrüllt hatte: »Du hast mich schwer beleidigt! Auch den Rosenkrantz hast du brüskiert!«, denn Rosenkrantz hieß ein anderer Schulkamerad der Treutlein Hanni, da war ihre Mutter herabgekommen, um zu sagen: »So, jetzt gehen Sie, Herr Hackl. Mein Mann kann jeden Augenblick heimkommen. Und wenn Sie Hannele so arg gern haben, wie Sie sagen, würden Sie sie nicht so laut anschreien. Gute Nacht.«

»Rutscht Ihnen das Zäpfle jetzt nicht 'nunter?« fragte Stina Eugen Rapp, und er antwortete: »A bißle vielleicht schon ...« Und Stina sagte, also dagegen müsse er sich schützen. »Ich geb Ihnen meine Pistol, verstanden? Ich hab nämlich eine Pistol, weil wir in Heilbronn so weit draußen wohnen.« Und sie machte ihre Kommodenschublade auf, griff zwischen Schlüpfer und Strümpfe und hatte die Pistole in der Hand: »So ... Damit Sie wissen, wie man's macht.« Und sie ließ das Magazin aus dem Griff rutschen, den Lauf zurückschnappen und die Kugel herausspringen; dann steckte sie's wieder hinein: »Jetzt ist eine im Lauf. Und jetzt ist g'sichert ... Und so wird die Pistol' entsichert. Machen Sie's mal nach.«

Er konnte es, Stina war zufrieden, und er schob das Ding in seinen Anzug. Spannend eigentlich, für dich aber bloß komisch (der Kampf zweier Rivalen, sozusagen). Wenn du dir daraus etwas machen könntest, wär es vielleicht amüsant ... Denn ihm war es am liebsten, wenn überhaupt nichts geschah und er am Schreibsekretär in der Stube der Baroness Vellberg bei der Lampe sitzen durfte, seine Feder kratzte und der mit Blumen bemalte Paravent neben der Waschkommode stand. Doch vielleicht paßte solch eine Pistolensache in den Januar des militärischen Jahrs neunzehnhundertachtunddreißig.

Stina erzählte von ihrem Freund und sagte: »Der meinige ist ein Mann, der gute Anzüge mit Elan tragen kann«, denn dies genügte ihr. Sie machte eine

Doktorarbeit über den heiligen Veit und hatte herausbekommen, weshalb zu dem heiligen Veit als Attribut der Hahn gehörte; immer war auf einem Bilde des heiligen Veit, der auch als Beschützer von Bettnässern verehrt wurde, ein krähender Hahn zu sehen, was sie so erklärte: »Der Hahn muß halt den Bettnässer aufwecken: ›Los, raus aus der Flohkist!‹ ruft er ihm zu. Das ist doch logisch.«

Es gab etwas zu lachen bei der Stina; für die war alles einfach. Ein prächtiges Weib, und eigentlich beneidenswert, obwohl dir halt die Treutlein Hanni trotzdem lieber ist ... Und Stina sagte, das Geld fürs Essen und für ihre Miete habe sie schon auf der hohen Kante liegen, alles andre aber hänge sie an ihren sündigen Leib hin.

Durch die Schackstraße gehen und Stinas Pistole in der Tasche haben; oder die Leopoldstraße aufwärts, weil hinter jeder Pappel Hackl lauern und sich auf ihn stürzen konnte. Dann müßtest du ihm vielleicht eine putzen, tust es aber nie ... Und er vergaß diese Pistole, spürte aber manchmal etwas Hartes, Schweres an der rechten Hinterbacke, wenn er sein Sacktuch aus der Tasche nahm.

»Ehrlich gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß du so bist. Der wird sich leise weinend vor dem Hackl auf die Seite schleichen, hab ich von dir 'dacht ... Und jetzt tust du so, als gäbe es den einfach nicht«, sagte Treutlein Hanni, denn es spitzte sich schon wieder zu, und Hackl drohte immer noch mit dem Duell. Doch schließlich meinte sogar Stina, das sei nicht leichtzunehmen, und er müsse unbedingt zum Dekan gehen, um zu fragen, was zu tun sei. Die zwang ihn fast, und Treutlein Hanni stand auf Stinas Seite. Aber was sollte ihm dieser Dekan denn auch schon raten ... Und er stand steif im kahlen Vorzimmer, als der Dekan schon nach dem Mantel griff und ausrief: »Was?! Ein Duell?! Sind Sie denn überhaupt Student?!« Der sah ihn von oben bis unten an. »Dann gehen Sie zu Ihrem Fachschaftsführer.«

Das auch noch; der Fachschaftsführer hätte sich bloß eines gegrinst, und Treutlein Hanni sagte: »Ja, was das dann wäre! Also, wenn man sich's bloß vorstellt ... Das käme doch im ganzen Seminar herum.« Gut, daß sie so

dachte, jetzt durfte es ihm jedenfalls gleichgültig sein; und er sagte zu ihr:
»Weißt, ich find's halt lächerlich. Und lache doch jetzt, bitte, auch einmal.«

Sie redeten über die Altstadt, in der sie heute nachmittag herumschlampen würden, am Gasthaus zu den Drei Rosen in der Sendlinger Straße vorbei, wo vor elf Jahren Herr von Hofmannsthal im hinteren Saal unter einem ausgestopften Bussard, einem Hirschgeweih und einer Jägerzielscheibe mit altmodischen Herren sich getroffen hatte, bis wieder einmal die Stuhllehnen gekracht hatten und die Biergläser vollgeschenkt worden waren; denn so gemütlich war es damals noch gewesen. Und er schlug Treutlein Hanni vor, sie sollten lieber an so etwas als an diesen Hackl denken, der es doch bloß darauf anlege, daß sie beide in Angst schwebten wie in einem Schundroman. »Die Freud aber machen wir dem nicht. Und mir steht sowieso ganz anderes bevor, mit Schießen und so weiter, warte nur.«

»Ach, hör doch damit auf!«

Sie hatte recht. Kümmere dich um das nächste, dachte er und traf Wieland wieder, den er aus Heidelberg kannte und der auch von dort weggegangen war. – »Da haben die uns also unsre Professoren weggenommen«, sagte Eugen, und sie erinnerten sich an die vergangene Zeit. Erstaunlich war es nicht, daß sie sich nur mit ›jüdisch versippten‹ Professoren verstanden hatten (so hieß das jetzt); und weil die entlassen worden waren, hatten sie sich also hierher aufgemacht. Wieland lächelte auf seine ironische Weise und bemerkte: »Es heißt, daß du hier eine Freundin habest ... Eine, die im Kolleg immer so weit drunten sitzt, grad als rutsche sie unter die Bank.« Und Wieland fügte hinzu, die sei doch wahrscheinlich kein so besonders auffallendes Mädchen, wie? »Nach dem Kolleg geht ihr immer zusammen die Leopoldstraße aufwärts, schaut in einen Buch- und dann in einen Blumenladen. Stimmt's?« – »Ja, du hast recht. Und so etwas interessiert die Außenstehenden ... Sag, mehr hast du über mich noch nicht herausgebracht?«

Mehr brauchten andre Leute ja auch nicht von ihm zu wissen; und sonderbar, daß nun auch Wieland für ihn zu den ›andern Leuten‹ zählte. Weshalb aber war es so? Weil du anders geworden bist, der Treutlein Hanni wegen? Oder weil du nur das Hämische an Wieland nicht mehr magst? Und

an dir selber magst du's auch nicht ... Aber es hatte keinen Sinn, darüber nachzugrübeln, weil er seine Arbeit machen und die Geschichte mit dem Hackl übersehen mußte. Wozu der Wirbel, und auch die Treutlein Hanni wollte ihre Ruhe haben. Und er erinnerte sich, daß sie gesagt hatte, jetzt sei alles gräuslich durcheinandrig, vorher aber ... Denn all dies wühlte etwas auf, das viel lieber geschlafen hätte und unten geblieben wäre, weil solch ein Geschehnis kein Schleckhafen war (die Liebe nämlich). Und sie stapften in der kalten Stadt herum und redeten von Wien und daß an der Villa Thomas Manns, drüben hinterm Englischen Garten, ein Schild mit der Aufschrift ›Lebensborn e.V.< festgemacht sei. Du aber hast eine gefunden, die für Wien und gegen diese Zeit ist ... was heutzutage nicht hoch genug einzuschätzen ist.

Sonntags darauf saß er am Mittagstisch im Hause Treutlein, wo ihr Vater die Lippen zusammenkniff; der redete nicht viel. Du weißt von ihm, daß er schon Anno vierunddreißig aus dem Dienst entlassen worden ist; nicht bloß seiner jüdischen Frau wegen, sondern auch weil er die Hand beim Deutschlandlied nicht hochgestreckt hat; eine Professorenintrige halt ... Jetzt aber redete auch er vom Hackl, sagte, daß er den schon immer geschätzt habe, weil er strebsam sei und sich mit Nachhilfestunden Geld verdiene; außerdem sei er Maximilianeer. Nur die Begabtesten des Landes Bayern bekämen dieses Stipendium (du kannst dich also neben dem bloß schämen). Und wie ein Kaiser saß Professor Treutlein hier am Tisch.

Hannis Mutter brachte die Suppe. Das Dienstmädchen trug das Essen auf. So gemütlich wie in Stuttgart war's hier nicht (du spürst gewissermaßen eine Spannung). Und wieder wurde vom Hackl geredet, und Eugen sagte: »Daß der so grob zu Ihrer Tochter ist, das kann ich nicht verstehen. Schließlich ist doch Ihre Tochter ein differenzierter Mensch. Sie ist auch viel zu mager g'worden; weil sie sich halt arg aufgeregt hat in der letzten Zeit.« (Jetzt ist es dir herausgefahren.)

Der Professor sah ihn an; sah seine Tochter an. Und schmunzelte. Jawohl, ein spitzbübisches Bauernlächeln machte sein Gesicht auf einmal unerwartet schlau. Immer noch schaute er von seiner Tochter zu Herrn Eugen Rapp; dann sah er aufs Kompott: »Ach, soo verhält sich das! Ach soo ...«

Beendete Tafel, aufgehobene Tafel, und die beiden jungen Leute gingen in Hannis Zimmer, um Kaffee zu trinken. Frau Treutlein setzte sich dazu und erzählte von Victoria, die ihr vor dreißig Jahren draußen in Dachau bei den Malern den Haushalt geführt habe und Hanneles Patin sei. Und sie brachte eine Fotografie herbei, auf der bärtige Männer im Blätterlicht eines Auwäldchens beim Picknick saßen und Frau Treutlein als schlanke Marie Edith Cohen (»damals hat meine Mutter Schneiderg'wicht gehabt«) einen Lackgürtel um die schmale Taille, im langen weißen Rock und mit gebauschtem Haar Teller und Tassen aus einem Korbe nahm. Es öffnete sich der Bezirk des längst Versunkenen aus dem Jahre neunzehnhundertfünf, als Großvater Cohen noch gelebt hatte, dieser Mann mit dem weißen Backenbart, der sich auf einer anderen Fotografie in einem Park bei Nizza, während schräges Licht hereinfiel und seine Frau neben ihm in einem Korbessel lehnte, neben seiner Tochter auf einen Stock stützte. »Mein Vater hat in Manchester gelebt, und dort bin ich auch auf die Welt gekommen. Er ist in Afrika gewesen. Mit fünfzig ist er nach Hamburg gezogen, in den Harvestehuder Weg«, sagte Frau Treutlein

Sie schauten Bilder an, als gingen sie hinein in eine Villa, ein Eßzimmer mit einem geschweiften, plüschgepolsterten Kanapee, und Eugen fragte: »Dann sind die Möbel hier also auch von dort?« – »Nur Hanneles Schreibsekretär. Der stand in der Dienstbotenkammer. Die andern hab ich seinerzeit gekauft.« Sie wunderten sich, daß auch die Großeltern damals neue Möbel gekauft hatten, obwohl die alten doch schöner gewesen waren; aber vielleicht gehörte es sich so für jeden, der frisch anfangen wollte, unbelastet von ›altem Graffel‹, wie's in München hieß. Und Großvater Cohen war nach seinem fünfzigsten Geburtstag nur noch auf die Börse gegangen. Auch die Verwandtschaft in Holland und in Dänemark hatte es nun, zu Ende des vergangenen Jahrhunderts, weit gebracht, war wohlsituiert oder ›betucht‹ geworden, wie es in Hamburg hieß; und Onkel Mose, ein Junggeselle, der, wie Eugen sagte, auf der Fotografie ›abgewendet‹ und so aussehe, als ob er alles wisse, was es hier zu wissen gebe, hatte Melchior geheißsen und war Bankier des Königs in Kopenhagen gewesen. Zwei Stereoskopbilder zeigten Damen in Krinolinentröcken, die auf hellem Rasen

(denn immer wieder fiel auf diesen Bildern Licht herein, das alles wie durchscheinend machte) Krocket spielten. Onkel Moses Haus war weiträumig gewesen, eine langgestreckte Villa, wo er ein Dachzimmer mit eisernem Bett hatte; das übrige war für die Gäste dagewesen; und einmal hatte er seine Schuhe ausgezogen und sie einem Bettler geschenkt.

Jawohl, gewissermaßen Reichtum ... nur hatte Großvater Gustav Gabriel Cohen nicht an die Dauer dieses Glücks geglaubt; weshalb er geschrieben und auch hatte drucken lassen, daß die Juden jetzt nur in einer vorübergehend windstillen Zeit leben dürften; sie sollten sich daran erinnern, daß in Rußland immer noch Pogrome ... Undsoweiter. Weshalb es nötig sei, daß alle Juden einen Staat bekämen, und zwar in Palästina. Aber da lachten viele, und einer sagte, als Gustav Gabriel Cohen in die Hamburger Börse ging: »Da schau, das ist der Mann, der will, daß alle Juden wieder in das Heilige Land ziehen sollen.«

Gläubig war er nicht gewesen; er hatte seine Töchter ohne Religion aufwachsen lassen; später, wenn sie erwachsen waren, sollten sie selbst wählen, was sie wollten. Weshalb seine Tochter Marie Edith sich hatte taufen lassen und katholisch geworden war.

Ihre Schwestern hatten sie als Kind einmal in die Synagoge mitgenommen, damit sie von der Empore aus zusehen konnte, wie die da unten sich verbeugten, wie sie nickten und mit den Köpfen wackelten; das war ihr merkwürdig erschienen, eigentlich befremdend. Ob sie sich deshalb jetzt für Psychophysisches interessierte, zuweilen ›in Trance ging‹ und Karten schlug? Und sie erzählte von einem Manne namens Kemmerich, der hier in München wie Doktor Faustus gewohnt und behauptet hatte, er habe seinen Feind durch Gedanken getötet. »Vor dem hat es mich oft geschaudert«, gestand sie, und Eugen sagte, er wisse schon, wen der jetzt mit Gedanken kaputtmachen sollte; das wäre dann ein gutes Werk.

Beiseite schauen und keinen Grund zum Lachen haben; und wissen, welcher Herr damit gemeint war ... Das Zeitgefühl wirkte sich aus. Und um sich abzulenken, redeten sie wieder über Hackl, der fröhlich weiterleben sollte; der brauchte nicht kaputtgemacht zu werden, auch nicht mit finsternen Gedanken. Und Treutlein Hanni sagte, daß der Hackl immer wüst gegessen

habe, einen Arm unter den Tisch gehängt. »Du tust das nicht. Du ißt so schön. Das hat mir gleich gefallen.«

»Da bin ich aber froh. Also wenigstens beim Essen bin ich deinem Hackl überlegen. Du, das freut mich.« – »Jetzt bist du wieder einmal spöttisch, oder nicht?« – »Kein Wunder, weil ich mich halt wacklig fühl.«

Wackelig: Jawohl, das stimmte. Leider stehst du nicht so breitbeinig wie dein Vater da ... Und er las einen Brief der Mutter, die ihm schrieb, daß Tante Mariele in Friedrichshafen den Großvater aus Dürrmenz pflege. Der war jetzt siebenundachtzig Jahre alt, und der Arzt sagte, es handle sich bei ihm um ein »Nachlassen der Natur«, dagegen könne man nichts tun. Die Mutter war mit seiner Schwester Margret zu ihm gefahren, und Margret hatte eine Aufnahme vom Großvater gemacht, der langen Gesichts, ein Uralter, mit glasigen Augen im Lehnstuhl saß und geradeaus schaute. Eine Woche später war er tot.

Darauf lief es hinaus; etwas anderes gab es nicht. Auch Schriftsteller kamen in ihren Büchern hinterm Tod nicht weiter, wahrscheinlich weil sie dachten, das sei der ehrlichste Abschluß.

Wer lebte – und du lebst jetzt schon beinahe fünfundzwanzig Jahre lang –, der mußte mit einem wie Hackl zurechtkommen, auch wenn's ihm nicht danach zumute war. Doch schien die Angelegenheit sich auszugleichen, und Treutlein Hanni sagte, kürzlich habe sie Hackl getroffen, der anscheinend merke, daß es nicht viel nütze, wenn er sich so rabiät gebärde: »Er hat gesagt, er will uns helfen.«

Eugen lernte auch Rosenkrantz kennen, einen Kleinen mit magerem, ja altem Gesicht, der farbige Karikaturen zeichnete und den Treutlein Hanni von der Schule kannte. Weshalb sich der mit so etwas und zu seiner Erholung abgab? Sah er die Menschen nur verzerrt, haßte er sie? Dabei las er Marcel Proust, und Treutlein Hanni sagte, er sei krank; der komme nie fürs Militär in Frage; aber welche Krankheit ihn davon befreie, das verrate er ihr nie.

In seinem Zimmer bei Baroness Vellberg fand Eugen einen Zettel auf dem Schreibsekretär: »Dagewesen ohne besonderen Grund. Herzlichen Gruß Herbert.« Von Wieland also, und dies freute ihn. Einen Augenblick lang sah

er Wieland wieder so wie vor fünf Jahren, als er ihm zum ersten Mal begegnet war. Er stand vor der dunkelgrünen Tür beim Standbild eines der gipsernen Sklaven drüben in der Universität. Und in seine Gedanken mischten sich die Gesichter der anderen Leute, welche er hier kannte, solcher, von denen er meinte, die seien ihm wohlgesinnt (was dich immer verwundert). Nur eine lange blonde Dame, die mit einem SS-Mann ging, war dem Eugen widerwärtig; zu denen gehörte eine Rheinländerin (recht elegant), von der es hieß, daß sie ein Spitzel sei. Er wußte dies von jenem Langen mit magerem Kopf, der in Holland an einem Gehirntumor glücklich operiert worden war und seitdem eine Silberplatte unter der Kopfhaut trug. Einer mit vorragender Unterlippe, der meinte, daß er mit den Habsburgern illegitim verwandt sei, sowie ein dritter, der sich ab und an ein Monokel ins Auge klemmte: Mit all denen verstand er sich gut.

Dann sein Geburtstag. Er war bei Treutlein Hanni, saß auf dem Biedermeiersofa. In einem römischen Glas stand ein Veilchensträußchen (du wirst's in einer Zigarettenschachtel aufbewahren), dazu fünf Oktavbändchen aus dem Jahre achtzehnhundertdreiundfünfzig: Platens Gesammelte Werke. Also lauter Dinge, die dir's wohnlich machen. Vielleicht war's eine Einbildung, und alle Menschen sahen in Wirklichkeit so aus, wie Rosenkrantz sie zeichnete. Trotzdem war es ihm recht, daß ihm in diesem Augenblick die Dinge und die Menschen sauberer erschienen oder schön. Jawohl, sag ruhig: schön ... Und er sah Treutlein Hanni an, die schwarzes Haar und große Augen mit grauen Pupillen und gelblichen Einsprengseln hatte.

»Leider hast du die guten Zeiten des Hauses Treutlein nicht mehr erlebt«, sagte sie, denn früher hatte man doch auf dem Ammersee gesegelt. Als ein Sportsegler erster Klasse gehörte Vater Treutlein zum akademischen Segelverein. Bei jedem Fest gab es dort arge Eifersuchtstragödien. Ältere Damen sagten zur Treutlein Hanni: »Du kriegst nie einen Mann«, und sie antwortete, das sei dann auch kein Unglück. Was sie bemerkte, zu Ohr und Gesicht bekam, das machte sie halt zurückhaltend. Und eigentlich war das wahrscheinlich falsch. – »Sei froh, daß du es falsch gemacht hast«, sagte Eugen, und sie erzählte von den kräftigen Gebissen und Rundköpfen

schwäbischer Bierbrauerssöhne, deren Väter immer am reichsten gewesen waren. »Und eigentlich ist alles beinah unerträglich g'wesen, außer diesem Segeln. Am schönsten, wenn ich auf dem Wasser g'legen bin (im Boot natürlich), und kein Fetzen Wind war da.« Auf dem Boot, und wenn das Wasser so gespiegelt hatte, war sie von der Sonne schwarzbraun gemacht worden. »Auf dem Foto lehne ich am Mast. Malerisch, was?« – »Nein, enorm appetitlich.« – »Wahrscheinlich ist der weiße Segelanzug schuld.« – »Wenn ich euch da gesehen hätt', wärt' ihr mir wie ganz reiche Leute vorgekommen. Die haben's leicht, die haben's gut, hätt' ich gedacht.«

»Ja, so was stellt man sich zuweilen vor.«

»Und weiter zurück: Wie hast du denn damals gelebt? Ich meine jetzt: in Freising ... Dort seid ihr doch vorher gewesen?« fragte er. – »Nach der Schule sind wir durch den Friedhof 'gangen und haben Leichen angeschaut. Das war aufregend.«

Sie lachte, und das Vergangene glitt wieder her. Hinterm Dom waren verfallene und verwilderte Gärten mit den Häusern der Dompropste, die sonntags in lila Talaren im Dom saßen. Am besten aber kannte sie sich in der Zickelgasse und im Graben aus. In der Zickelgasse gab es Fischer, die hatten ihre Kästen ausgehängt. Und sie spürte heute noch das glatte, von vielen Händen abgewetzte Geländer vor diesen Fischkästen. Samstags fischte der Vater in der Mosach und machte ihr einen Flitzbogen, mit dem sie schoß; der Wiesenboden dieser Mosach-Auen war so moosig, so nachgiebig und so weich gewesen. Sie streckte die Hand aus und machte ihre Fußsohle auf dem federnden Wiesenboden nach. Einmal hatte der Vater einen Hecht gefangen, der war so lang, daß er ihr an die Hüfte reichte. Und da war die Fotografie mit diesem Hecht und Treutlein Hanni, die einen alten Fischerschlapphut ihres Vaters trug. An der Kaserne vorbei ging es zur Wieskirche, und sie stand mit dem Scharnagel Mariele wieder dort neben dem Kapuzinerkloster. Beim Tor hing eine Glocke, an der man ziehen mußte. Und Treutlein Hanni zog; es läutete, es klang. Durch ein Fensterchen sah ein Mönch mit langem Bart heraus. – »Zwei arme Kinder bitten um ein bißerl was zu essen«, sagten sie und bekamen einen Teller Suppe und ein Stückl Brot. So hatte ihr dann später gar nichts mehr geschmeckt ... Weiter draußen und in der anderen

Richtung, also ganz woanders, lag das verlassene Dorf Oberberghausen; seine Leute waren alle an der Pest gestorben, damals vor dreihundert Jahren; und jetzt stand nur noch das Kircherl da. Aber dorthin fand man schwer, denn auch die Treutlein Hanni und ihr Vater hatten sich zweimal im dichten Wald verlaufen, der bei Oberberghausen lag und den sie immer vor sich sah, wenn sie von einem dichten Wald las; also beispielsweise in Grimms Märchen. Jeden Tag war sie in die Kirch' gegangen, also in den Dom, und Pfarrer Kreisl hatte zu ihrer Mutter gesagt, sie sei ein Kind nach dem Herzen Gottes; das tat ihr heut noch gut (in trüben Stunden halt). Und der Pfarrer Kreisl war gestorben, sie hatten ihn in der Gottesackerkirche aufgebahrt, einer kleinen gotischen Kapelle; dort lag er im dunkeln Chor unter vielen Blumen; er hatte ein verklärtes Gesicht gehabt. Einmal aber war sie mit dem Vater in die Felder gekommen, und dort lagen tote Ratten, jede mit einem blutigen Schwanz; als ob sich die hier eine Schlacht geliefert hätten.

»Da schau: Bin ich vielleicht kein nettes Kind gewesen?« Sie hatte dicke schwarze Zöpfe, fast bis zu den Knien, und stand im karierten Kleid vor einer dämmerigen Wand. Das Bild hatte der Fotograf Werkmeister gemacht, der mit seiner Samtjacke und der Lavallière-Krawatte wie ein Künstler ausgesehen hatte. Fotograf Werkmeister war hinter ein schwarzes Tuch gekrochen, sein Fotografenkasten hatte sie großäugig angeschaut, und eine bleiche Hand war aus dem schwarzen Tuch herausgekrochen, um eine Gummiblase an einem Schlauch zu fassen und zu drücken; die Gummiblase war mit Leukoplast geflickt gewesen. Und einen Sommer lang war ihr Bild im Fotografenkasten ausgehängt gewesen, nicht weit von der Wirtschaft ›Zum Alten Geld‹. Doch wenn sie im karierten Kleid durch Freising ging, schrien die Kinder hinter ihr: »Bei der sieht mer da Orsch!«, weshalb ihr dann die Mutter den Rock länger gemacht hatte.

Verklärter Geburtstag; nein, nicht verklärt, denn so war er gewesen; oder so verklärt kam ihm, während sie erzählte, dieser Geburtstag vor, obwohl es draußen regnerisch und kalt gewesen war. Auch schon wieder Vergangenheit ... Und Treutlein Hanni meinte, er solle sich ein Zimmer in der Nähe suchen, obwohl er doch bei der Baronin trotz dem kurzen und harten

Bett gut schlief. Aber, wenn sie es so wollte ... Nun, es presste nicht. Ihm fiel der Wald ein, von dem sie erzählt hatte (bei Oberberghausen) und wo es viele Himbeeren gegeben hatte; und er wäre gern der Einsiedler in der Wieskirche gewesen (weil der nicht umzuziehen brauchte, denn immer kam was Schlechteres dabei heraus). Eine aus der Freisinger Volksschule war die Tochter einer ledigen Kellnerin gewesen, und ihre Mutter hatte trotzdem bei der Hochzeit ein weißes Kleid getragen; wie hatte Treutlein Hanni damals die Höpfl Anna beneidet!

Jetzt rumpelte es nachts unter ihm in der Kaulbachstraße von Militärwagen, die Kanonen zogen, alle Österreich zu, und später hörte er den Lautsprecher im Zimmer der Baroness Branca; die wohnte neben ihm, eine in schwarzem Schlafrock und uralt. Im Lautsprecher schrie eine Volksmenge, und die Baronin Branca sagte: »Es ist Jubel in Wien!«, denn ihr gefiel der Jubel.

Mit Treutlein Hanni traf er sich im Café Annast, und sie saßen vorne in der Ecke, wo das Licht hereinfiel. Dem war es also wieder mal geglückt. Und wo jetzt Schuschnigg war? Vielleicht schon im KaZet. – »Also, die Wiener Illustrierte brauchen wir uns jetzt nicht mehr zu kaufen«, sagte er, und Treutlein Hanni schaute auf die Straße.

Seine Mutter schrieb, ob er eine Möglichkeit sehe, ihr seine Ansichten und die Meinungen seiner Münchener Freunde über die Ereignisse der letzten Tage mitzuteilen. Nein, keine Möglichkeit. Er hätte ja nur schreiben können: »Dem ist es also wieder mal geglückt.«

Und dir? Glückt dir etwas? Jawohl, dir glückt die Sache mit der Treutlein Hanni; die war am wichtigsten. Wieland erzählte, wie Hitler aus der Glyptothek gekommen und über den Königlichen Platz gegangen war (früher hieß der Königsplatz); dabei habe ihn das Volk jubelnd umschwärmt: Immer vorne rum und hinter ihm vorbei und wiederum nach vorne; und sie schrien alle, während er nur finster geradeaus schaute und die Hand über der Schulter bog, als würde er was weg. Die Leute aber waren so um ihn herumgelaufen, daß sie wie ein Klumpen aus Bienen ausgesehen hatten, der an der Königin hing. Und Wieland hatte ihn aus der Nähe fotografiert und

sagte: »Leicht hätt' ich ihn umlegen können, leicht ...« – »Ja, daran denken tun wir schon ...« Und Eugen lächelte ein bißchen.

Er ging mit Treutlein Hanni unter den Pappeln der Ludwigstraße, und sie sagte: »Tu deinen Kopf raus!« Er wußte schon, daß er nicht aufrecht genug einherschritt, wie es sich für einen freien Mann geziemte; du ziehst das Genick ein; gewissermaßen kaum verwunderlich ... Auch mußte er bei Baronesse Vellberg der Treutlein Hanni zuliebe ausziehen. Und er suchte sich ein Zimmer, fand in der Unertlstraße eines, bei dieser Witwe Sury, wo im Gang hinter der Tür eine Fotografie des Hitler grinste, der im Auto mit dem Mann der Sury an der Windschutzscheibe stand. Treutlein Hanni meinte, er solle darunter hindurchsehen, weil das Bild überm Querbalken hing; und so bemühte er sich denn, schnell aus dem Vorplatz wegzukommen, obwohl die Sury oft allerlei mitzuteilen oder an ihm auszusetzen hatte, beispielsweise, daß etwas für ihn gekommen sei, das sie nicht habe im Gang stehenlassen können; es sei so breit und so schwerfällig. Sie spreizte die Finger, als ob's ihr eklig wäre, bloß daran zu denken.

Es war sein Wäschekorb; der stand in der Durchfahrt zum Hof des Mietsblocks. Wie er den jetzt hereinschaffen wollte? Mit der Treutlein Hanni? Doch Frau Sury sagte weinerlich: »Jetzt redet der Herr Rapp auch noch von einer Dame!«, griff sich in die hellen Locken, sah verzweifelt aus, fragte aber bald danach: »Meinen Sie die Dame, mit der Sie heut beim Silberbauer g'standen sind? Also die können Sie mitbringen!« Nur wollte Treutlein Hanni danach nicht mehr kommen, übrigens nur der Sury wegen, was kein Wunder war. blieb also noch die Frage ungelöst: Wie bringst du deinen Wäschekorb ins Zimmer? Mit dem schläfrigen Sohn der Sury, der gestern nachmittag bei offener Tür im linken Ehebett des Schlafgemachs gelegen hatte und von der Mama als Trottel bezeichnet worden war; nein, Witwe Sury hatte ihn einen Schlurf genannt, weil sie aus Wien stammte, was Eugen naheging; denn daß solch eine Frau Wienerin war, das wäre für seine Wien-Sympathie schädlich gewesen, hätte er sich Wien nicht immer nur so vorgestellt, wie es um neunzehnhundertzehn gewesen war. Damals hatte es dort solche Frauen wie die außen frische, innen aber aufgewühlte Sury auch gegeben, nur paßte sie halt nicht ganz in sein Arsenal; aber studieren tust du sie genau ... Und er